

Queering the Crisis

Fragile Ver/Ordnungen und fürsorgliche Widerständigkeit queerer Communities in (post-)pandemischen Erzählungen

Sascha Sistenich

»Auch diese Regelung zu zwei Haushalten hab ich abgelehnt, weil's einfach nicht realistisch ist und die Lebensrealität von vielen Menschen nicht sieht, vor allem von jungen Menschen, von jugendlichen Personen, von queeren Personen, oder die Lebensrealität von Leuten, die in WGs leben, in verschiedenen Beziehungen sind.« (Interview Mert Februar 2024)

Die weltweite Corona-Pandemie beeinflusste ab 2020 das Leben vieler Menschen und ihre Umwelt. Die dabei gemachten Erfahrungen offenbarten im Bruch der alltäglichen Ordnungen die »Fragilität sozialer Konstruktionen«, wie es der Historiker Thomas Mergel (2015: 10) als allgemeines Merkmal für Krisen formuliert. So zeigte sich sowohl in den Alltagswelten und Narrativen der Corona-Pandemie als auch in den staatlichen Kontaktbeschränkungen, dass einige sozial konstruierte Ordnungen aufrechterhalten blieben oder sogar rechtlich institutionalisiert wurden, während von ihnen abweichende Lebensentwürfe wenig bis keine Beachtung in den staatlichen Rechtsverordnungen in Form des Infektionsschutzgesetzes fanden. Ebenso wurde im Brennglas der Krise deutlich, an welchen Stellen Widerständigkeit gegen eben diese sozialen Ordnungen entstand, der mit entsprechenden alltäglichen Praktiken der Krisenbewältigung einherging. Dabei ging es nicht nur um das eigene Ansteckungsrisiko und das individuelle Wohlergehen, sondern auch um Formen kollektiver Solidarität. Die genauere Betrachtung dieser Prozesse wirft ein Licht auf die Verstärkung gesellschaftlicher Ungleichheiten, insbesondere bei bereits vor der Pandemie marginalisierten Personen (vgl. Schnepf/Probst 2020; Trott 2020).

Der Fokus des Beitrags liegt auf der Analyse queerer und von der Pandemie geprägter Alltagswelten. »Queer« umfasst zum einen den Themenkomplex von Sexualitäten und Geschlechtlichkeiten im Sinne eines »open mesh of possibilities, gaps, overlaps, dissonances and resonances, lapses and excesses of meaning when the constituent elements of anyone's gender, of anyone's sexuality aren't made (or can't be made) to signify monolithically« (Sedgwick 2013: 8). Zum anderen bietet sich das Konzept »queer« als Analysekategorie an, die gleichsam Dimensionen adressiert, die mit Konzepten von Geschlecht und Sexualität nicht gänzlich erfasst werden, wie etwa »the ways that race, ethnicity, postcolonial nationality criss-cross with these and other identity-constituting, identity-fracturing discourses« (ebd.). Die Queerforscherin Annamarie Jagose betont folgerichtig, dass eine klare Bedeutungsfixierung des Begriffs nicht immer möglich ist, »denn gerade die Unbestimmtheit, die Elastizität ist ihm wesentlich« (Jagose 2021: 13).

Der Beitrag folgt der Frage, wie die Corona-Pandemie und die Maßnahmen der Bundesregierung in Deutschland ein demokratisches Recht auf soziale Teilhabe queerer Menschen beeinflusste und wie sich dadurch und darüber hinaus die familialen, biologischen oder wahlverwandtschaftlichen sowie romantischen, sexuellen und freund:innenschaftlichen Beziehungen¹ queerer Menschen veränderten. Es geht also darum, wie queere Lebensweisen und demokratische Rechtsstrukturen – hier konkret entlang der rechtlichen Corona-Verordnungen des Infektionsschutzgesetzes in Deutschland im Zeitraum von März 2020 bis Juni 2021 – zusammengedacht werden können.²

Mein Forschungsinteresse ergibt sich aus der sozialen Marginalisierung queerer Menschen während der Corona-Pandemie. Gerade queere Menschen sind häufig von einer fortschreitenden neoliberalen Entsicherung der Reproduktion betroffen (vgl. Laufenberg 2012; Moreira 2016; Roseneil 2004; Roseneil/Budgeon 2004). Sie leben oft früh allein und seltener in Form der

1 Diese Beziehungsmodi sind nicht als streng voneinander getrennte Kategorien zu sehen. In der Analyse wird deutlich, dass es zwischen den meisten Modi, in Beziehung zu treten, Überschneidungen gibt, die unter anderem kontextuell und temporär beeinflusst sein können.

2 Ich verfolge nicht das Ziel, Identitätspolitiken und Bewältigungsstrategien der Pandemie herauszustellen, die sodann als genuin queere Distinktionsmerkmale argumentiert werden könnten, sondern vielmehr, die intersektionale Verflechtung verschiedener Machtstrukturen in queeren Alltagswelten zu beleuchten, die durch die Pandemie verstärkt wurde. Der Begriff »queer« ist insofern auch als eine kontextuelle Rahmung zu verstehen.

›traditionellen‹ Kleinfamilie, da sie Verwandtschaft, Paarbeziehungen, Beziehungsmodelle, Familie und andere bedeutsame soziale Bindungen entgegen normativen Verhältnissen neu und anders aushandeln (vgl. Moreira 2016; Roseneil 2004; Roseneil/Budgeon 2004). Auf staatlicher, rechtlicher und ökonomischer Ebene werden Arbeit und Leben in neoliberalen Gesellschaftsformen trotz einer zunehmenden Flexibilisierung von Familienverhältnissen weiterhin an der Reproduktion cis-hetero, monogam lebender und tendenziell verheirateter Paare ausgerichtet. Dies führt dazu, dass queere Personen und Familien einhergehend mit der politischen Re-Familialisierung eher in sozial marginalisierte Positionen rücken (vgl. Hines/Santos 2018; Moreira 2018; Nay 2019).

Queere Familien fasse ich als eine erweiterte care-zentrierte Familienform mit Akteur:innen und Beziehungen auf, die über die Kernfamilie hinausreichen, und zwar unabhängig von Elternschaft. Im Sinne einer Wahlfamilie rücken bei diesem erweiterten Verständnis vor allem freund:innen- und nachbar:innenschaftliche Netzwerke sowie der eigene, oft gemeinschaftlich mit anderen, nicht verwandten Menschen bewohnte Haushalt in den Fokus.³ Den Begriff der ›Wahlfamilie‹ prägt vor allem die Anthropologin Kath Weston mit ihrer Ethnografie der Alltagswelten schwuler und lesbischer Menschen der späten 1980er Jahre in der San Francisco Bay Area (Weston 1991). Er findet bis heute sowohl Verwendung im akademischen Kontext wie auch als Selbstbeschreibung für »family groups constructed by choice rather than by biological or legal (bio-legal) ties. Chosen family implies an alternative formulation that subverts, rejects, or overrides bio-legal classifications assumed to be definitive within an American paradigm of kinship« (Jackson Levin et al. 2020: 1).

Wahlfamilien konstituieren einen neuen Raum für nicht-normative Nahumfelder oder »Communities of Care« (vgl. Laufenberg 2014), also Gemeinschaften, in denen Menschen füreinander sorgen, um in organisierter Form ein ›gutes Leben‹ aller anzustreben (vgl. Zängl 2023). Solche Formen von Care

3 In diesem Zusammenhang ist, wie auch die Sozialwissenschaftlerin Martina Heitkötter schreibt, »[n]icht jede Freundin oder jeder Nachbar [...] zur Familie zu zählen, auch wenn er bzw. sie an der einen oder anderen Stelle Fürsorge leistet« (Heitkötter 2020: 253 f.). Vielmehr ist von Bedeutung, dass die jeweilige Gruppe von Personen sich als wechselseitig unterstützendes, auf Verbindlichkeit angelegtes Sorgenetzwerk definiert. Da das Recht nur zwischen Familie, abstammungsrechtlicher Eltern-Kind-Zuordnung und Verwandtschaft unterscheidet, also stark auf biologistischen Abstammungsverhältnissen aufbaut, finden in der aktuellen Gesetzgebung wahlverwandtschaftliche Beziehungen keine Berücksichtigung (vgl. ebd.: 256).

definieren die Geschlechterforscherinnen Berenice Fisher und Joan Tronto »as a species activity that includes everything we do to maintain, continue, and repair our ›world‹ so that we can live in it as well as possible. That world includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, life-sustaining web« (1990: 40, Hervorhebung im Original). Care bezieht sich dabei auf das Verantwortungsbewusstsein in Beziehungen und Ökonomien von Menschen und Umwelt mit all ihren Verstrickungen und Abhängigkeiten unter Berücksichtigung der Vulnerabilität Einzelner und der Fragilität von Gesellschaften (vgl. Bayramoğlu/Castro Varela 2021; Chatzidakis et al. 2020; Puig de la Bellacasa 2017).

Die Grundlage dieses Beitrags bildet das empirische Material meines ethnografischen Dissertationsprojekts zu Präfigurationen queeren solidarisch-für_sorglichen Zusammenlebens im Kontext von queeren Alltagswelten und queerfeministischem Aktivismus. Die Auswahl der ersten Interviewpartner:innen fand über einen Aufruf queerer Institutionen und Organisationen auf Instagram statt. In einer mehrmonatigen Vertrauensarbeit erhielt ich Zugang zu queeren und aktivistischen Kollektiven und Räumen (beispielsweise Wohngemeinschaften und öffentlichen Räumen, wie ehrenamtlich geführten Kulturräumen oder Cafés) in deutschen Großstädten, sowie zu weiteren Interviewpartner:innen. Zwischen November 2021 und Januar 2025, also überwiegend in größerer zeitlicher Distanz zu den Lockdowns, führte ich 48 qualitative Interviews (vgl. Schmidt-Lauber 2007: 170) u.a. zu Care-Beziehungen während und nach der Pandemie. In diesem Beitrag beziehe ich mich exemplarisch auf die Interviews mit vier Personen. Dabei ziehen sich die Erzählungen der trans Person Mert aufgrund der Dichte und Präzision des Materials paradigmatisch durch alle Kapitel des Beitrags. Die Interviews fanden zum Teil online, zum Teil offline in öffentlichen Cafés und den Wohnungen der Interviewpartner:innen statt und dauerten zwischen 40 und 110 Minuten.⁴

4 Für den Zugang zum Feld, die Datenerhebung und vor allem die dargestellten Interviewsituationen war und ist meine eigene (solidarische) Positioniertheit im Feld als queerer Forscher und Aktivist in den verschiedenen Kollektiven und queeren Communities von großer Bedeutung. Insgesamt führte ich 48 Interviews mit 20 Personen und drei aktivistischen Gruppen, von denen drei einmalig und alle anderen über einen Zeitraum von mindestens einem Jahr mehrmalig interviewt wurden. Begleitend dazu fanden teilnehmende Beobachtungen ab Frühjahr 2022 sowie ab Sommer 2024 Auswertungs- und Utopie-Workshops statt.

Im Folgenden werden zunächst die rechtlichen und alltagsweltlichen Rahmungen der Corona-Pandemie und die sich daraus ergebenden spezifischen Bedingungen, denen queere Menschen in dieser Zeit ausgesetzt waren, erläutert. Anschließend untersuche ich das Zusammenspiel von Rechts- und Lebenswirklichkeit in queeren pandemischen Alltagswelten. Entlang der paradigmatischen Kategorien *Queering Family*, *Queering Knowledge* und *Queering Sex* zeige ich Praktiken queeren Widerstands gegen die Rechtswirklichkeit im Sinne eines ›Un-Doing‹ oder ›Queering Law‹ (vgl. Beger et al. 2000; Olson/Schillings 2017). Die Analyse zeigt, wie die Akteur:innen Gegenstrategien zur normativen Orientierung der Corona-Verordnungen an der ›traditionellen‹ Kleinfamilie und monogamen (sexuellen) Beziehungen entwarfen. Zudem stellten sie die Produktion normativen Corona-Wissens in Frage, welches in medialen Öffentlichkeiten und in der rechtlichen Regulierung des Pandemiegeschehens produziert wurde, ohne dass dabei Erfahrungen von vor allem schwulen Männern in der Aids-Epidemie berücksichtigt wurden. Abschließend gebe ich einen Ausblick auf die in den erhobenen Daten erkennbaren queeren Zukunftsentwürfe, die – vor allem im Rückblick auf die Pandemie – ein solidarisches Zusammenleben in den Mittelpunkt rücken.

Queere Perspektiven auf die Corona-Pandemie

Die Soziolog:innen Mike Laufenberg und Susanne Schultz halten fest, dass während der Corona-Pandemie kaum eine private Institution in solchem Maße öffentliche Aufmerksamkeit erhielt wie der traditionelle Familienhaushalt (vgl. Laufenberg/Schultz 2021: 77). Verschiedene Tageszeitungen fassten den Beschluss vom 22. März 2020, der besagte, dass der Aufenthalt im öffentlichen Raum »nur alleine, mit einer weiteren nicht im Haushalt lebenden Person oder im Kreis der Angehörigen des eigenen Hausstands gestattet« sei (Bundesregierung 2020a), so auf, dass Treffen von mehr als zwei Personen in der Öffentlichkeit verboten seien, mit Ausnahme von (Klein-)Familien und Menschen, die in einem Haushalt leben (vgl. Tagesspiegel 2020; Zeit Online 2020). Die Corona-Pandemie bestärkte also mitunter die Vorstellung und die Konstruktion der bio-legalen Kernfamilie als der zentralen Instanz von Care-Arrangements und -politiken. Um eine Ausbreitung des Virus zu vermeiden und so die Reproduktionskraft aufrechtzuerhalten, sollten sich die Menschen in die so definierte Kernfamilie zurückziehen (vgl. Goetzke/Müssig 2020). So argumentieren Laufenberg und Schultz, dass sich durch den Fokus auf den Haushalt und

die (Bio-)Familie in der öffentlichen Debatte familistische und nationalistische Tendenzen verstärkten (vgl. Laufenberg/Schultz 2021: 92).

Diese Tendenzen festigten »traditionelle« Care-Modelle und eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sowie das Bild der cis-heterosexuellen, monogamen Vater-Mutter-Kind-Familie. In den Corona-Verordnungen wurde die Situation Allein- oder Getrenntlebender und Alleinerziehender, Lohnarbeitender in Care-Berufen, transnationaler Familien oder queerer Menschen nicht hinreichend berücksichtigt, was wiederum Ungleichheitsstrukturen und Ausbeutungsverhältnisse förderte (vgl. ebd.: 93). Diese familistische Perspektive zeigte sich auch an den Lockerungen der Kontaktbeschränkungen für Weihnachten 2020, die Treffen von »vier über den eigenen Hausstand hinausgehenden Personen« (Bundesregierung 2020b) ermöglichten. Als heteronormative Kernfamilie adressierte die Bundesregierung »Personen zuzüglich Kinder im Alter bis 14 Jahre aus dem engsten Familienkreis, also Ehegatten, Lebenspartner[n] und Partner[n] einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft« (ebd.). Erweitert wurde die Kernfamilie um »Verwandte in gerader Linie, Geschwister, Geschwisterkinder und deren jeweiligen Haushaltsangehörige« (ebd.). Mit diesen Lockerungen verstärkte die Bundesregierung den sozialen Ausschluss von Personen in nicht-verwandtschaftlichen Konstellationen, die ohnehin und auch bereits vor der Pandemie von Marginalisierungen betroffen waren.⁵ Queere Personen, deren Nahbeziehungen primär von Wahlfamilien, Freund:innenschaften oder anderen *Communities of Care* geprägt waren, exkludierte diese Rahmung der Corona-Verordnungen.

Krisenpolitische Entscheidungen, wie die Fokussierung auf Kernfamilien oder die Schließung von öffentlichen Community-Räumen während der Pandemie, produzierten laut dem Geschlechterforscher und Philosophen Ben Trott die Notwendigkeit, alternative Krisenpraktiken auszubilden. Er beschreibt die Herausforderungen queerer Menschen in Räumen der Community in Berlin durch die Pandemie und den damit verbundenen Wegfall von freund:innenschaftlichen und alternativen Care-Netzwerken in Bars, Clubs und anderen sozialen Räumen und in ihrem Umfeld (vgl. Trott 2020: 88). Die sozialen und finanziellen Krisen von Community-Räumen setzen sich fort bis

5 Deutlich wird hier auch eine Ungleichbehandlung auf der Grundlage von Religion oder von Personen, die Weihnachten nicht feiern. Ebenso werden Personen, bei denen die bio-legale Kernfamilie kein sicheres Umfeld darstellt, nicht beachtet und gegebenenfalls gewaltvollen Umgebungen und konflikthaften Familienbeziehungen auf kleinem Wohnraum überlassen.

in die Gegenwart, sodass die betroffenen Menschen aus diesem Krisenerleben fortgehend Bewältigungsstrategien produzieren, wie die nachfolgende Analyse erkennen lässt.

Queer(ing) Crisis

Wie zeigt der Blick auf die Alltagspraktiken queerer Menschen nun, auf welche Weise gesellschaftliche Teilhabe durch das Zusammenspiel von Ansprüchen des Rechts auf normative Geltung und sozial gelebter Wirklichkeit während der Corona-Pandemie ermöglicht oder verunmöglicht wurde (vgl. Teschlade et al. 2023: 87 f.)? ›Queering‹ als aktive Dekonstruktion »einer bürgerlichen Normalitätsfiktion vermeintlich apolitischer Natürlichkeiten« (Gaillinger/Klaß 2024: 4) – und zwar über Bezüge auf Geschlechtlichkeiten und Sexualitäten hinausgehend – zeigt nicht nur Störmomente der gesellschaftlichen Ordnung. Das Konzept des Queerings wird in der Analyse für die Flexibilisierung und dekonstruierende Perspektivierung sowie die Demontage und Entmachtung von »normativ und normalisierend operierende[n] Regime[n]« (Paul/Tietz 2016: 11) wie der Familie, der Wissensproduktion, in sexuellen Beziehungen und Praktiken sowie der Rechtspraxis in der Krise verwendet. Es dient daher auch dazu, produktive Brüche zu erzeugen, in denen Neues entstehen und Zukunftsimaginationen wachsen können (vgl. Ahmed 2006).

Die Notwendigkeit widerständiger und fürsorglicher Praktiken als Strategien des Überlebens und zum Aufbau von Resilienz zeigten bereits die Communities of Care schwuler, lesbischer und trans* Personen während der Aids-Epidemie der 1980er Jahre (vgl. Laufenberg 2014: 325 ff.; Trott 2020). Diese Zeit, die eine historische Zäsur in der queeren Geschichte darstellt, störte in ähnlicher Weise wie die Corona-Pandemie die gesellschaftliche Ordnung, nur dass die Corona-Pandemie viele Bevölkerungsgruppen betraf. Gleichzeitig intervenierten die normierenden Corona-Verordnungen verstärkt in queere Lebenswelten und hemmten die Krisenbewältigung.

Die folgende Analyse von exemplarisch ausgewählten biografischen Corona-Erzählungen zeigt die widerständigen und subversiven Praktiken queerer Menschen in deutschen Großstädten im Umgang mit den gesetzlichen Ordnungen. Die Erzählungen zeigen zudem unterschiedliche Sphären queeren Alltags: Leben in einer Wohngemeinschaft, alleinlebend sowie das Zusammenleben als Partner:innen einer konsensuell nicht-monogamen Beziehung. Dadurch eröffnet die Analyse einen Raum für Aushandlungsprozesse unklarer

Grenzverläufe im Sinne eines ›Queering Law‹, das heißt das Queeren, Aufbrechen und Umdeuten des Rechts bzw. der Rechtspraxis, wodurch gezeigt wird, welche gesellschaftlichen, normierenden, ausschließenden und moralisierenden Mechanismen in der Rechtspraxis wirksam werden (vgl. Beger et al. 2000; Olson/Schillings 2017). In den Erzählungen lassen sich Kollektivierungs- und Solidarisierungsprozesse erkennen. Dabei sind die Grenzen zwischen Befolgen und Nicht-Befolgen staatlicher Vorgaben nicht immer klar. Die Narrationen zeigen, dass die Akteur:innen stets individuelle Umgangsweisen mit diesen Vorgaben fanden, die auf das eigene Wohlbefinden fokussiert waren, gleichzeitig aber auch Wohlbefinden und Risiko aller Betroffenen berücksichtigten. Die Akteur:innen waren und sind sich der Folgen einer Covid 19-Infektion bewusst und besorgt wegen des Ansteckungsrisikos. So praktizierten sie eine fürsorgliche Solidarität im Sinne Trontos (2013) und gemäß dem Appell der Bundesregierung und gingen dabei über eine ›Solidarität durch Abstand und Isolation‹ hinaus. Zudem sind in den retrospektiven Erzählungen nachhaltige Auswirkungen der Pandemie auf die Einschreibungen von Zugehörigkeit und Krisenbewältigung im Alltag zu erkennen.

Queering Family

Mert⁶ lernte ich im Sommer 2023 in einem queeren Kollektiv kennen. Seitdem treffe ich Mert regelmäßig in aktivistischen Kontexten und queeren Räumen. Nach einigen Gesprächen über meine Forschung führten wir das erste Interview im Februar 2024 in einer kleinen, verwinkelten Kneipe, die uns Ruhe für das Gespräch bot, bei dem wir unter anderem auch über das Erleben der Pandemie sprachen. Mert ist zum Zeitpunkt des Interviews Anfang 30, weiß, queer und trans*. Mert nutzt keine Pronomen und wohnte während der Pandemie in einer queeren Wohngemeinschaft (WG) mit etwa zehn Personen. Die Coronazeit beschreibt Mert im Interview rückblickend vor allem als »absurd«

6 Alle Personen wurden im kollaborativen Forschungsprozess auf ihren Wunsch anonymisiert oder pseudonymisiert. In queeren Forschungsfeldern ist es besonders wichtig, Machtstrukturen zu hinterfragen und die Personen bei der Wahl der verwendeten Namen einzubeziehen, da sie möglicherweise einen Namenswechsel in ihren Biografien durchlebt haben (vgl. Sisténich 2022). Zudem führe ich Kurzbeschreibungen an, die die Interviewten selbst auswählten, und verwende die von ihnen gewählten Pronomen.

und »konflikthaft« (Interview Mert 2024). Da sich im März 2020 ein:e Mitbewohner:in im europäischen Ausland befand, waren sich die Bewohner:innen der WG wegen des plötzlichen Lockdowns unsicher, ob sie:er in die WG würde zurückkommen können. Die Bewohner:innen der WG hatten Angst vor einer Ansteckung mit dem Corona-Virus, da die Infektionslage in anderen europäischen Ländern bereits fortgeschrittener war als in Deutschland. Gleichzeitig hatten Personen trotz der Größe der WG Angst aufgrund der Kontaktbeschränkungen zu vereinsamen. Von dieser Angst motiviert zog eine Person zu Beginn der Pandemie aus der WG aus und zu ihrer Beziehungsperson, weil diese auf die Ängste »gut reagieren konnte« (Interview Mert 2024). Die persönlichen Wege der Krisenbewältigung zeigen den Konflikt zwischen staatlichen Zuschreibungen von familialer Zugehörigkeit und Beziehungsstatus, die Mert wie folgt erklärt:

»Und es gab verschiedene Perspektiven, wie wir damit umgehen, wem wir was glauben. Weil die eine Person, die im Ausland war, auch ganz klar gesagt hat: ›Leute, was da grad passiert, ist irgendwie auch ziemlich krass und ziemlich weird. Weil wir grade in super vielen Freiheiten eingeschränkt werden, mit wem wir uns treffen können, wer zählt zu wem, Familie, Partner:innen.« Und zu der Zeit war es so, dass viele bei uns in der WG Partner:innen hatten. Eigentlich alle, bis auf eine Person. [...] Und da war auch schon so eine Sorge von: ›Hey, was ist, wenn ihr euch alle zu euren Partner:innen zurückzieht, ist halt voll schwer für mich.« Und das haben wir aber eigentlich ganz gut hingekriegt, dass wir so viel zusammen waren. Niemand von uns war jemals irgendwie so richtig einsam, weil wir da viel zusammen gemacht haben.« (Interview Mert 2024)

In Merts retrospektiver Erzählung lässt sich erkennen, dass die Corona-Verordnungen sowohl familiales und freund:innenschaftliches Care als auch Aspekte der Beziehung beeinflussten. Mert erzählt, wie die Personen der WG versuchten, aufeinander einzugehen, Gefühle und Bedürfnisse zu verstehen und ihnen mit Kompromissen gerecht zu werden. Diese Art, als queeres gemeinschaftliches Unterstützungsnetzwerk zusammen zu wohnen und zu agieren, ist der Politikwissenschaftlerin Martina Heitkötter folgend »eine alternative, kollektive Form der aktiven Gestaltung und Bewältigung biographischer wie alltäglicher Herausforderungen« (Heitkötter 2020: 266). Solche alltagsweltlichen Wohnpraktiken dienen – nicht nur in queeren Zusammenhängen – der Akkumulation sozialen Kapitals (Bourdieu 1983: 191) und sind

auf das Teilen des Alltags mit vielen Menschen als Wahlfamilie und Community ausgerichtet. Mert erzählt von regelmäßigen WG-Plena, die während der Pandemie zur transparenten und bedürfnisorientierten Kommunikation der Wohngemeinschaft beitrugen. In solchen Krisenbewältigungsprozessen institutionalisieren sich Kommunikation und Sorgebeziehungen, anders als in traditionellen Kernfamilien, in »vielfältigen koordinierenden und organisatorischen Abstimmungsprozessen« (vgl. ebd.: 267).

Parallel dazu lösten sich aufgrund der rechtlichen Verordnungen Beziehungen temporär oder endgültig auf. Die Soziologin Andrea Newerla (2022: 103) stellt vor allem »Prozesse der Exklusivierung« durch die Kontaktbeschränkungen in der Pandemie fest: »Die durch die Pandemie notwendig gewordene Reduktion physisch-naher Kontakte bewegt Menschen dazu, sich zu entscheiden, mit wem sie physische Nähe teilen wollen (und mit wem nicht mehr oder noch nicht)« (ebd.). Die Person, die sich im Ausland befand, fährt Mert fort, kritisierte, dass die Verordnungen in Deutschland Zuschreibungen von Familie hervorbrachten, die beispielsweise die Mitbewohnenden der WG oder queere Partner:innenschaften ausschlossen. Trotz des hohen sozialen Kapitals existierte auch in der WG eine Angst vor Vereinsamung und vor Restriktionen, die gegen die Gemeinschaft und die Zugehörigkeit zueinander gerichtet wären. Jedoch konnte ihnen die WG durch eine intensive Auseinandersetzung mit Fürsorglichkeit, Solidarität und reziproken Gefühlen der Verpflichtung entgegenwirken und so den Bedürfnissen aller entgegenkommen. Es wird deutlich, dass Zugehörigkeit insbesondere für marginalisierte Personen einen hohen Stellenwert hat, aber durch die Verordnungen der Bundesregierung und die offizielle Fokussierung auf »traditionelle Familien« fragil wurde. Mert erzählt von einer emotionalen Verbundenheit der Wohngemeinschaft, was nahelegt, dass in ihr familienähnliche Beziehungen bestehen, und damit die Vorstellung der bio-legalen und heterosexuellen Kernfamilie »durchqueert«. Mert beschreibt die Pandemie als eine Zeit, die dazu anregte, neu über das Konzept »Familie« nachzudenken:

»Wir haben das zusammen ziemlich gut hingekriegt, irgendwie war's auch wie meine Familie. Weil ich bis zu dem Zeitpunkt eigentlich immer ein- oder zweimal im Jahr bei meiner Familie war. Aber durch Corona war ich, glaub ich, über ein Jahr lang nicht mehr bei meiner Herkunftsfamilie. Das war richtig gut, weil ich dadurch mich und meine, sagen wir mal: wahre Wahlfamilie um mich herum, nochmal gecheckt hab, wer das so für mich ist und wie

man gut füreinander aufpassen kann. Und das war richtig schön.«
(Interview Mert 2024)

Die geografische Entfernung zur Herkunftsfamilie und die Schwierigkeit, während der Pandemie zu reisen, machten Mert bewusst, welche Personen Teil des persönlichen fürsorglichen Umfelds waren. Vor allem Strukturen, die eine Zukunftsvorsorge von Care- und Zugehörigkeitsbedürfnissen gewährleisten, machen für Mert Familie aus. Dies erfuhr Mert in der WG als »wahrere Wahlfamilie« (Interview Mert 2024). In Situationen, die zu gesteigerter Verletzbarkeit führen, wie beispielsweise eine Pandemie, kann durch das soziale Kapital innerhalb der Wahlfamilie auf verbindliche und fürsorgliche Unterstützungsnetzwerke zurückgegriffen werden.

Ähnliche Formen der Fürsorge und Sicherheit durch wahlverwandtschaftliche Verhältnisse zeigen sich auch bei Linda und Bob, die ich seit 2023 regelmäßig bei queeren Veranstaltungen und gemeinsamen Verabredungen treffe. Linda ist nicht-binär, Ende zwanzig, nutzt keine Pronomen, geht zum Zeitpunkt des Interviews keiner Lohnarbeit nach und engagiert sich ehrenamtlich bei verschiedenen queeren und linken Veranstaltungen und Vereinen. Bob ist transmännlich, weiß, Mitte 20 und nutzt er/ihm-Pronomen. Er ist Studienabbrecher und fängt 2024 eine Ausbildung an. Bei einem unserer Interviews Anfang 2024 in meiner Wohnung erzählen mir Linda und Bob, dass sie seit mehreren Jahren eine konsensuell nicht-monogame Beziehung führen und sich vor der Pandemie kennengelernt hatten. Zunächst führten sie eine Fernbeziehung, bis sie kurz nach Beginn des Lockdowns in eine gemeinsame Wohnung zogen. Aufgrund von Lindas Zugehörigkeit zur Risikogruppe schränkten beide ihre Kontakte stark ein, um das Ansteckungsrisiko möglichst gering zu halten. Durch diese Exklusivierung waren Linda und Bob trotz konsensuell nicht-monogamer Beziehung zunächst die einzigen Bezugspersonen füreinander. In dem Interview erzählen sie, dass sie dadurch motiviert waren zusammenzuziehen. Um sich gegenseitig besser absichern und soziales Kapital⁷ fixieren zu können, entschieden sie sich zudem dazu zu heiraten. Das Bedürfnis nach

7 Vor allem in Großstädten mit höheren Mietpreisen spielt häufig auch ökonomisches Kapital eine wichtige Rolle für Vorhaben wie das gemeinschaftliche Wohnen oder die rechtliche Fixierung durch die Ehe. Dieser Aspekt wurde von meinen Interviewpartner:innen jedoch nicht explizit thematisiert. Aus diesem Grund lege ich hier nur einen Fokus auf soziales Kapital.

sozialer Absicherung wurde vor allem deutlich, als Linda mehrmals krank war und ins Krankenhaus musste:

Linda: »Ja, wir waren uns beide einig, dass wir eigentlich noch nicht heiraten wollen. Und dann waren wir halt so, ja, es würde schon Sinn machen, weil du leider in dieser Gesellschaft als Partner:in keinerlei Rechte hast, außer du hast ein Stück Papier, wo draufsteht, dass ihr Partner:innen seid [...].«

Bob: »Ja genau, ich denke, wenn irgendeinem von uns beiden was passiert wäre. Und die andere Person würde, glaub ich, richtig scheiße dastehen, wenn man so gar keine offizielle Verbundenheit quasi hat. Weil die sechs Jahre, die wir zusammen waren zu dem Zeitpunkt, sind ja jeglichen Ämtern dann komplett egal [...].«

Linda: »Ja vor allem, wenn man in einem Jahr 1000-mal krank ist, dann denkt man sich halt auch so: Ja ok, was ist jetzt in Zukunft, wenn ich einen Unfall habe, mir irgendwas passiert, und dann kann dein Partner dich nicht erreichen und darf nicht kommen. Oder wenn [die] Pandemie jetzt wieder schlimmer wird, es gab ja auch die Zeit, wo nur Angehörige einen sehen durften, und weiß ich nicht, was für Rechte dann Bob gehabt hätte. Wahrscheinlich keine. Ich meine, unsere Familien wohnen ja auch beide nicht hier. Also wir haben dann einfach Pech.«

(Interview Linda und Bob 2024)

Im Gespräch mit Linda und Bob wird das komplizierte Verhältnis von Wahlfamilie und der rechtlichen Konstruktion von familialen Sorgeverpflichtungen und -rechten deutlich. Im Verhalten Lindas und Bobs zeigt sich ein Queering insbesondere der Institution Ehe, da sie diese nicht als (heteronormative) Strategie eines monogam-romantisch-sexuellen Absicherns schließen, sondern vielmehr zur Sicherung sozialen Kapitals. Weil während der Corona-Pandemie in Krankenhäusern das Besuchsrecht eingeschränkt wurde, entschlossen sich die beiden, zu heiraten, um die im Interview erwähnte Verletzlichkeit und das höhere Gesundheitsrisiko bewältigen zu können. Neben der Absicherung von Unterstützungsnetzwerken ist daran erkennbar, dass durch das Pandemiegeschehen das Zusammenziehen und die Hochzeit als (normative) Schritte in einer Beziehung beschleunigt wurden (vgl. Copulsky/Hammack 2023). Ähnlich wie bei Mert sehen sich Linda und Bob als Wahlfamilie, selbst wenn beide auch Verbindungen zur Herkunftsfamilie haben. Durch die geografische Distanz zu dieser sind jedoch die Wahlfamilie und

das nahe Umfeld von größerer Bedeutung für eine gesetzliche Absicherung. Gleichzeitig beschränkt sich diese Absicherung nur auf zwei Personen – die anderen sexuellen und romantischen Partner:innen von Linda und Bob können keine vergleichbaren Entscheidungen zur Absicherung treffen. In diesem Queering der Ehe zeigen sich weitere Reibungsflächen zwischen Ansprüchen des Rechts auf normative Geltung und dem gelebten und gestalteten Alltag und daraus abgeleiteten Bedürfnissen.

Die Schwierigkeiten, gesetzliche Regelungen in der Pandemie mit der Lebensrealität von Alleinlebenden und Menschen, deren sozialer Zusammenhang in erster Linie ihr freund:innenschaftliches Umfeld ist, zeigen sich im Interview mit Ben. Als schwuler cis Mann, Mitte 30 und in einer Nicht-Akademiker:innen-Familie aufgewachsen, arbeitet er in der Kommunikationsbranche, lebt allein in einer deutschen Großstadt und nutzt er/ihm-Pronomen. Seit Ende 2021 führen wir regelmäßige Interviews, meist in seiner Wohnung. Im August 2022 sprachen wir darüber, wie er als alleinwohnender Single die Pandemie erlebte. Dabei wurde deutlich, dass für ihn die Grenze zwischen dem Einhalten von Regeln, so zum Beispiel von Zeitfenstern oder Gruppengrößen, und dem Überschreiten dieser Regeln fließend war. Er veranstaltete mehrmals im Jahr Netzwerkveranstaltungen, für die er Getränke besorgte, ein Buffet vorbereitete und Namensschilder für meist mehr als 30 Freund:innen, Wahl- und biologisch Verwandte bastelte. Gemeinsam erholen sich die größtenteils queeren Menschen an Neujahr oder am ersten Mai von der vorherigen Nacht mit deftigem Essen und alkoholfreien Getränken oder schmücken vor Weihnachten gemeinsam den Weihnachtsbaum. Ben reproduziert so durch sich regelmäßig wiederholende Ereignisse nicht nur für sich soziales Kapital, sondern vernetzt darüber hinaus auch weitere Personen miteinander. Die Pandemie erschwerte für ihn die Planung, weil sie ihm abverlangte, nach flexiblen Lösungen zu suchen, um die Corona-Verordnungen mit möglichst vielen Menschen einzuhalten und dabei den Spielraum innerhalb der gesetzten Grenzen zu nutzen:

»Also alle meine Leute waren hier um halb neun immer gehalten, das Haus zu verlassen. [...] Gleichzeitig hab ich ALLE Regeln immer ausgereizt. Also, Time-Slots mit zehn Personen und Testung und Gewinnspiel für das beste Selfie mit einem Test und Abscannen von Impfbertifikaten und so.«

(Interview Ben 2022)

Ben entwickelte kreative Spiele, die den staatlichen Testregularien zum größten Teil folgten, gleichzeitig aber auch, nämlich mit zeitlichen Abständen, Treffen von mehr als zehn Personen zuließen. Diese Strategien zeigen, dass Recht in queeren Alltagswelten (und darüber hinaus) nicht immer streng schematisch Anwendung findet, da sich die sozialen Umfeldler nicht auf die traditionelle Kleinfamilie reduzieren lassen. Die Corona-Verordnungen schlossen Personen von der gesellschaftlichen Teilhabe aus, die allein oder in nicht-normativen Beziehungen und Umfeldern lebten. So zeigen sich bei Ben zum einen, dass er die Risiken einer Covid-19-Infektion ernstnahm, als er sich darum sorgte, sich und andere nicht anzustecken. Zum anderen werden in seiner Erzählung Widerständigkeiten in queeren Alltagswelten und Auseinandersetzungen rechtlicher Normierungen sichtbar, die auf Erfahrungswissen beruhen und eigenen Vorstellungen von verantwortungsbewusstem Handeln folgen.

Queering Knowledge

Besonders deutlich wird die Aushandlung von Wissen in Merts Erzählung. Retrospektiv ist es Mert unangenehm, die Verordnungen (und damit die Regulierungen des Alltags) nicht noch stärker hinterfragt zu haben. Mert bezieht sich dabei in besonderem Maße auf kollektivierte Wissen durch die Erfahrungen der queeren Communities während der sogenannten Aids-Krise der 1980er Jahre. Zum Zeitpunkt der Pandemie arbeitete Mert mit queeren Personen und insbesondere schwulen cis Männern, die die Aids-Epidemie miterlebt hatten und in der Corona-Pandemie auf ihr inkorporiertes Erfahrungswissen zurückgreifen konnten. Durch diese transgenerationale Wissensreproduktion und -vermittlung in Form von Erzählungen fand ein Prozess der Selbst-Responsibilisierung statt. Hier konfligierten verschiedene Wissensformen miteinander, die in einer Annäherung an ethische Forderungen nach verantwortlichem oder solidarischem Handeln in gesellschaftlichen Kontexten zusammenwirkten und gleichzeitig nicht klar entlang der gesetzlichen Rahmungen verliefen. Merts Erzählung zeigt die Krisenhaftigkeit und Unsicherheit, mit denen sowohl Mert als auch die Gesetzgebung umzugehen hatten, und die damit einhergehende temporär wechselhafte Informationslage zum Infektionsgeschehen. Im folgenden Interviewausschnitt werden Merts Unsicherheiten und Abwägungen zwischen politischem Wissen, aktivistischem Wissen, Erfahrungswissen- sowie Rechtswissen deutlich.

»Ich fühlte mich einfach sehr manipulierbar, irgendwie, und so weich, wie auf dem offenen Meer, und ich lass mich so treiben und ich weiß nicht, wo ich stehe, weil ich meine bisher sehr festen [...] Orientierungshilfen, mein politischer roter Faden oder meine Prinzipien, die haben irgendwie nicht mehr funktioniert in den Situationen [...] Das lag ja schon daran, dass es eine gewisse Realität gab, also, dass es eine Krankheit gibt, über die man wenig weiß und es keine alternativen Wissensquellen gab, außer die, die vom Staat zur Verfügung gestellt wurden. Zumindest zu der Zeit nicht. Und es war so ein sehr ungewohntes Gefühl, sich auf den Staat verlassen zu MÜSSEN, weil ich in dem Moment nichts anderes tun konnte, oder nichts gesehen hab, was ich hätte tun können, außer mich auf mein sonstiges Erfahrungswissen zu berufen. Ich hab zu der Zeit auf jeden Fall grade noch das Buch ›Die Kapsel‹ von Martin Reichert gelesen. Da gehts um Traumaerfahrung von schwulen Männern in Westdeutschland zu Zeiten der Aids-Epidemie. Und das war für mich sehr krass, weil es so viele Parallelen gab zu so staatlichen restriktiven Vorgehensweisen. [...] Und daraus hab ich am Anfang gelernt, aber ich hab das sehr schnell vergessen, das heißt, meine Orientierungshilfen haben nicht funktioniert, weil ich in einer besonderen Situation war und ich überfordert war, glaub ich. Und eigentlich hab ich auch sehr viel aus der Aids-Epidemie gelernt. Ich hab ja in der Zeit in einer Struktur gearbeitet, die viel weiß über Schuld und Scham in Bezug auf Krankheit, und das war krass, und das war gut für mich, in einer Struktur zu arbeiten mit Personen, die es selber kennen, weil sie selber in der Zeit gelebt haben, selber HIV-positiv sind und das in dieser Zeit miterlebt haben, was es bedeutet, irgendwie von der Gesellschaft verantwortlich gemacht zu werden oder von einzelnen Personen, wie man mit Krankheiten und Schuldzuweisungen umgeht. Das war für mich sehr gut, und ich glaub, wenn ich diesen Einfluss nicht gehabt hätte, wär ich irgendwann völlig in so einem ›Niemanden mehr treffen, du bist so unverantwortlich‹ ausgeartet. Das ist zum Glück für mich nicht passiert.«
(Interview Mert 2024)

Das kurzfristige Krisenmanagement der Bundesregierung und die mit ihm eingeführten rechtlichen Verordnungen zugunsten des breit definierten Allgemeinwohls waren aufgrund der geringen Datenlage über das Corona-Virus im ständigen Wandel. Mert differenziert diese Form des Umgangs mit der pandemischen Lage, indem Mert ihm weitere Wissensquellen und Erfahrungsschätze gegenüberstellt. So adressiert Mert ferner das historische gemeinschaftliche Erfahrungswissen (vgl. Vigh 2007: 19) der queeren und insbesondere der schwulen Communities durch die Aids-Epidemie der 1980er Jahre. Soziolog:in und Queerforscher:in Sabine Hark (2021: 80) beschreibt

die Aids-Krise als das »Ergebnis von Staatsversagen und staatlich forcierten Nekropolitiken«. Zwar ist, wie Ben Trott (2020: 88) erläutert, die Corona-Pandemie mit der Aids-Krise nicht gleichzusetzen: Insbesondere hinsichtlich einer sozialen Stigmatisierung und dem Wirken von Regierungen und Wissenschaft ist die Corona-Pandemie anders einzuordnen. Gleichzeitig lässt sich, wie Merts Beispiel verdeutlicht, in queeren Communities ein besonders reflektierter Umgang mit historischen Erfahrungen von Stigmatisierung aufgrund von Krankheit und mit Ängsten, weil queere öffentliche Räume nicht mehr zugänglich sind, feststellen. Mert hebt hervor, dass eben diese Erfahrung sowie die Notwendigkeit und das Potenzial von Community-Strukturen in der Corona-Pandemie durch die Regierung nicht berücksichtigt wurden. Ähnlich wie Mert kritisiert auch Trott in Bezug auf die Corona-Pandemie, dass durch wegfallende (queere) Austauschorte Unwohlsein und Unsicherheit entstehen (vgl. ebd.).

Im Gegensatz zu Positionen von »Coronaleugner:innen« und »Querdenker:innen« beruht Merts Position auf queerem Erfahrungswissen und auf kollektiven Praktiken queerer bzw. schwuler Communities. Mert priorisiert solidarische sowie gemeinwohlorientierte und machtkritische Handlungsprinzipien, die sowohl auf einer Kritik der staatlichen Regulierung als auch auf Verantwortungsbewusstsein im Handeln basieren.

Queering Sex

Solch ein Verantwortungsbewusstsein und ein solidarisches Miteinander prägten queere Alltagswelten bereits vor der Corona-Pandemie (vgl. Muñoz 2009). Das Zusammenspiel von Widerständigkeit und (Wieder-)Aneignung spielt für die oft durch Sexualität stigmatisierten queeren Communities eine große Rolle (vgl. Laufenberg 2014). Beispielsweise für schwule cis Männer, die durch die Aids-Epidemie bis heute noch oft auf ihre sexuelle Promiskuität reduziert werden, spielen alternative Praktiken in sexuellen Beziehungen bei der Bekämpfung der Weiterverbreitung einer HIV-Infektion eine wichtige Rolle (vgl. Chatzidakis et al. 2020: 40 f.; Crimp 1987). Queerer Sex und sexuelle Beziehungen sind ein oft vernachlässigter und tabuisierter Aspekt von Fürsorglichkeit. Körperliche Nähe und sexuelles Begehren stellen zentrale Themen in queeren sexuellen, romantischen aber teilweise auch freund:innenschaftlichen oder wahlverwandschaftlichen Beziehungen dar. Durch die (historischen) Verstrickungen von Stigmatisierung, Krankheit und Schuld

in nicht-normativen sexuellen Beziehungen wirft queerer Sex immer wieder Fragen nach verantwortungsvollem und solidarischem Handeln auf. Diese Effekte wurden in der Corona-Pandemie verstärkt und gaben Sex eine weitere Dimension der Ansteckungsgefahr durch das Coronavirus. Durch die Schließung öffentlicher Cruising-Orte, wie Sexsaunen, das Verbot von Sexpartys, die Einschränkung von Möglichkeiten, sich in öffentlichen Parks zu treffen, sowie das Verbot von Sexarbeit wurde durch die Corona-Verordnungen insbesondere queerer Sex unsichtbar, weniger zugänglich und weniger sicher (vgl. Gilges/Hofstetter 2020).

So betont auch Mert, dass es wichtig sei, die sexuelle Lebensrealität queerer Menschen ernst zu nehmen, um der Pandemie entgegenzuwirken, da sich das Infektionsgeschehen ansonsten eher in das Private verschiebe und dort nur schwer regulierbar sei. Queerer Sex finde ohnehin statt. Für viele queere Menschen nehmen Sex oder Orte, an denen sexuelle Beziehungen entstehen können, einen hohen Stellenwert im Alltag ein, um Zugehörigkeit und soziales Kapital aufzubauen (vgl. Crimp 1987; Muñoz 2009; Trott 2020). Aus diesem Grund lohnt der Blick auf sexuelle Beziehungen während der Pandemie, in der sich neue, subversive Praktiken entwickelten. Ben, der ehrenamtlich Beratung zu sexueller Gesundheit in schwulen Sexsaunen und auf Sexpartys anbietet, erzählt von einer Zunahme von Unsicherheit, Einsamkeit und Gewalt der Klienten, mit denen er während der Schließungen über ein »Community-Phone« Kontakt hatte. Zudem veränderte er wie Mert das Datingverhalten. Während Ben während des ersten Lockdowns nur noch einen »Sexbuddy« traf, um das Ansteckungsrisiko gering zu halten, verzichtete Mert gänzlich auf Sexdates. Solche Praktiken beschreiben auch die Kultur- und Sozialanthropolog:innen Max Schnepf und Ursula Probst (2020) sowie Andrea Newerla (2022) als unter queeren Menschen verbreitete Reaktion auf die restriktiven Corona-Verordnungen. Mert begann im Laufe der Pandemie wieder, Menschen für Sex zu treffen, was zu bisher ungewohnten Abwägungsprozessen aufgrund des Ansteckungsrisikos und der Kontaktbeschränkungen in der WG führte. Mert entschied sich, die sexuellen Beziehungen zu professionalisieren und Sexarbeit nachzugehen, obwohl dies zu diesem Zeitpunkt rechtlich verboten war. Mert führt aus:

»Und ich hab dann irgendwann die Entscheidung getroffen, [...] so Escort zu machen, also Sexarbeit. Und hab dann damit angefangen. 2021, also noch in so Lockdownzeiten. Und dann kam ich mir so sehr verbrecherisch vor, weil ich irgendwie dann so während Corona dann auch noch illegal Sexarbeit ge-

macht hab. [...] Und das war auf jeden Fall eine spannende Erfahrung, auch so mit den Typen da zu schreiben. Und da hab ich noch mal gemerkt, wie krass das sein muss, also es gab ja ein Sexarbeitsverbot während Corona, wenn das so mein Hauptfinanzierungspunkt gewesen wär, weiß ich gar nicht, was ich gemacht hätte. Und mir war wichtig, dass die Leute, die ich treffe, einen Umgang mit Corona haben, der verantwortungsvoll ist. Also dieses Wort ›Verantwortung‹ war schon auch sehr groß. Was ich irgendwie absurd und witzig finde, weil irgendwie in so einer als unmoralisch aufgeladenen Aktivität dann auf einmal so was Moralisches für mich wichtig war. Obwohl: Ich selber find ja Sexarbeit nicht unmoralisch, aber –.« (Interview Mert 2024)

Mert entschied sich während der Pandemie, das punktuell subversive Potenzial von Sexarbeit zu nutzen. Dadurch rückt aber auch Merts Verantwortung für die eigene Gesundheit und die der anderen in den Fokus. Nur wenn das Risiko Merts Einschätzung nach gering genug war, zum Beispiel durch die Verwendung von Corona-Tests, zog Mert Sexdates oder Sexarbeit in Betracht, gerade auch, um die Mitbewohner:innen vor Ansteckungen zu schützen. Und auch Ben schützte sich selbst und sein Umfeld durch die Beschränkung auf einen einzigen sexuellen Kontakt. Er wollte das Ansteckungsrisiko dadurch gering halten. Für Mert und Ben erfüllt Sex selbstfürsorgliche Aspekte, jedoch denken Mert und Ben dabei auch das soziale Umfeld fürsorglich mit (vgl. Puig de la Bellacasa 2017: 71).

Post-Pandemische Alltagswelten und queere Utopien – Ausblick

Die Analyse (post)pandemischer Erzählungen queerer Menschen verdeutlicht den Blick auf die sich krisenbedingt verschiebenden sozialen Ordnungen, insbesondere durch die Verstrickungen der oft als dichotom beschriebenen Sphären des ›Privaten‹ und des ›Öffentlichen‹ (vgl. Newerla 2022). Die Analyse zeigt zugleich, dass soziale Ungleichheiten sich in der Pandemie verstärkten. Vor allem marginalisierte Gruppen waren durch die Corona-Verordnungen mit Reibungen zwischen der Lebenswirklichkeit und den rechtlichen Geltungsansprüchen konfrontiert und dadurch gezwungen, überlebensnotwendige Bewältigungsstrategien zu entwickeln, die in Grauzonen und außerhalb der Verordnungen umgesetzt wurden. Wie dieser Beitrag zeigt, greifen queere Personen in Krisenzeiten verstärkt auf ›Communities of Care‹ zurück, um fürsorgliche Strukturen sowie Zugehörigkeit und soziale Teilhabe

herzustellen. Weil Corona-Proteste durch populistische und politisch rechte Interessen vereinnahmt wurden sowie wegen der hohen Ansteckungsgefahr stellten sie als öffentliche und enge Zusammenkünfte kein geeignetes solidarisch-demokratisches Mittel dar, marginalisierte Positionen zu artikulieren. Widerständigkeit, so zeigte ich, drückten meine Interviewpartner:innen stattdessen durch das Ausreizen und Überschreiten der Verordnungen aus, wobei sie solidarische und gesundheitlich aus ihrer Sicht unbedenkliche Kontexte berücksichtigten. Ich stellte fest, dass sich viele queere Menschen insbesondere in Krisenzeiten verstärkt auf Beziehungen außerhalb von bio-legalen, biologisch-verwandtschaftlichen Strukturen beziehen (vgl. Weston 1991). In der Reibung mit der Rechtsordnung bringen queere Menschen alternative, teils subversive Praktiken hervor, um – angelehnt an den Kulturosoziologen Pierre Bourdieu – soziales Kapital zu akkumulieren (vgl. Bradway/Freeman 2022).⁸ Hierbei wird besonders deutlich, dass durch das Aufbrechen und Hinterfragen von normativen biologisch-familialen (Beziehungs-)Strukturen die angenommene Linearität zwischen biologischen Abhängigkeiten mit subjektiven Bedürfnissen und politischen Positionen verqueert wird. Für queere Menschen stehen subversive Selbstermächtigung und Responsibilisierung im Zentrum ihrer sozialen Zukunftsentwürfe eines solidarischen Miteinanders.

In der Pandemie wurde das geltende Recht vor allem an gesellschaftlich normativen Vorstellungen und medizinisch virologischem Wissen ausgerichtet. Doch nicht berücksichtigt wurde, dass in den queeren Communities bereits ein umfangreiches Wissen vorhanden war, das queere Communities seit Beginn der Aids-Epidemie gesammelt hatten. Diese hegemoniale Wissensordnung führte zu einer erneuten und weiteren Marginalisierung queerer Personen. Auch hier zeichnet sich ab, dass und wie die Verantwortung ins Private verschoben wurde und Menschen subversive Strategien entlang unscharfer Grenzen zwischen Rechtsgehorsamkeit und -ablehnung entwickelten.

Eine besondere Rolle spielte queerer Sex in der Aushandlung von Recht, Zugehörigkeit und solidarischem Miteinander während der Pandemie. Die Analyse zeigt, dass während der Schließungen öffentlicher Cruising-Räume und wegen der Kontaktbeschränkungen neue Formen sexueller Beziehungen

8 Dies betrifft nicht nur queere Personen, sondern auch andere marginalisierte Personengruppen, wie beispielsweise transnationale Familien, Wohngemeinschaften und alternative Wohnprojekte oder -kommunen sowie Alleinlebende.

und fürsorgliche Praktiken von Safer Sex gefunden wurden, um verantwortungsvolle Begegnungen zu ermöglichen. Ich konnte zeigen, dass insbesondere in queeren Alltagswelten während der Coronapandemie komplexe Verhältnisse von Rechts- und Lebenswirklichkeit existierten, die oftmals eine Selbstresponsibilisierung sowie kollektivierte Care-Praktiken zur Sicherung von sozialem Kapital im Privaten hervorbrachten. Die Pandemie produzierte vielfältige Krisenbewältigungsstrategien, die sowohl ein Überdenken normativer Strukturen von familialen und verwandtschaftlichen Beziehungen und Wissensaushandlung wie auch sexueller Beziehungen erforderten. Gleichzeitig konnten queere Communities auf historisches, kollektivierte Krisenwissen und auf Krisenpraktiken zurückgreifen oder diese während der Pandemie im Alltag reproduzieren. Die Krisensituation erwies sich somit als für eine Gesellschaftsanalyse produktive Phase, um weiterführende Überlegungen anzustellen und Rechtsverhältnisse zu reformulieren, *Communities of Care* und Solidarität zu schaffen. In der Krise entstanden neue Weisen des ›Miteinanderlebens‹ und ›Füreinander Sorgens‹ als Formen der ›Selbstregierung‹ (vgl. Laufenberg 2014: 332). Darin zeigten sich Potenziale einer Neuordnung gesellschaftlicher Normen. In ihrem queeren Alltag präfigurieren Menschen Praktiken einer solidarisch-fürsorglichen Utopie und berücksichtigen dabei auch die Fragilität gesellschaftlicher Ordnungen.

Literatur

- Ahmed, Sara (2006): *Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others*, Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822388074>
- Bayramoğlu, Yener/Castro Varela, María do Mar (2021): *Post/pandemisches Leben. Eine neue Theorie der Fragilität*, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839459386>
- Beger, Nico J./Baer, Susanne/de Silva, Angela (2000): »Recht und Rechte. Zwischen legaler Anerkennung und kulturell-politischer ›Revolution‹«, in: qu aestio (Hg.): *Queering-Demokratie. Sexuelle Politiken*. Unter Mitarbeit von Nico J. Beger, Sabine Hark, Antke Engel, Corinna Genschel und Eva Schäfer, Berlin: Querverlag, S. 182–208.
- Bourdieu, Pierre (1983): »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«, in: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen: Schwartz, S. 183–198.

- Bradway, Tyler/Freeman, Elizabeth (2022): »Introduction. Kincoherence/ Kin-aesthetics/ Kinematics«, in: Tyler Bradway/Elizabeth Freeman (Hg.): *Queer kinship. Race, sex, belonging, form*, Durham: Duke University Press, S. 1–24. <https://doi.org/10.2307/j.ctv2vr9cnp.4>
- Bundesregierung (2020a): »Besprechung von Bundeskanzlerin Merkel mit den Regierungschefinnen und Regierungschefs der Länder zum Coronavirus«, in: Bundesregierung, 22. März. <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/992798/1733226/d1abd72b7073991584d48db842f4b0f3/2020-03-22-streaming-merkel-bundeslaender-gebaerdensprache-ausschrfung-data.pdf?download=1> [Zugriff: 12.12.2025].
- Bundesregierung (2020b): »Telefonkonferenz der Bundeskanzlerin mit den Regierungschefinnen und Regierungschefs der Länder am 13. Dezember 2020«, in: Bundesregierung, 13. Dezember. <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/997532/1827366/69441fb68435a7199b3d3a89bff2coe6/2020-12-13-beschluss-mpk-data.pdf> [Zugriff: 12.12.2025].
- Chatzidakis, Andreas/Hakim, Jamie/Littler, Jo/Rottenberg, Catherine/Segal, Lynne (2020): *The care manifesto. The politics of interdependence*, London/New York: Verso.
- Copulsky, Daniel/Hammack, Phillip L. (2023): »Consensual Nonmonogamous Relationships During the COVID-19 Pandemic«, in: *Sexualities* 28, S. 699–723. <https://doi.org/10.1177/13634607231212809>
- Crimp, Douglas (1987): »How to Have Promiscuity in an Epidemic«, in: *October* 43, S. 237–271. <https://doi.org/10.2307/3397576>
- Fisher, Berenice/Tronto, Joan (1990): »Towards a feminist theory of caring«, in: Emily K. Abel/Margaret K. Nelson (Hg.): *Circles of Care: Work and identity in women's lives*, Albany/New York: State University of New York Press, S. 35–62.
- Gaillinger, Felix/Klaß, Anna (2024): »(Wieder) über Klasse sprechen. Zur Einführung«, in: Felix Gaillinger/Anna Klaß (Hg.): *Ethnografisch Forschen mit Klasse. Diskussionsbeiträge zur Produktion und Erfahrung einer vernachlässigten Strukturkategorie. Reihe Kulturanthropologie Notizen* 86, S. 2–24. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.86.52>
- Gilges, Giovanna/Hofstetter, Joana Lilli (2020): »Sexarbeit und Corona: Die Pandemie als Druckmittel der Verdrängung«, in: *blog interdisziplinäre geschlechterforschung vom 07. Oktober*. www.gender-blog.de/beitrag/sexarbeit-corona/ [Zugriff: 12.12.2025].

- Goetzke, Louka Maju/Müssig, Magdalena (2020): »Familismus in der Corona-krise«, in: Hypothesen vom 24. Juni. <https://soziologieblog.hypothesen.org/13599> [Zugriff: 12.12.2025].
- Hark, Sabine (2021): *Gemeinschaft der Ungewählten. Umriss eines politischen Ethos der Kohabitation: ein Essay*, Berlin: Suhrkamp.
- Heitkötter, Martina (2020): »Gemeinschaftliches Wohnen – Doing Family in erweiterten Familiennetzwerken?«, in: Karin Jurczyk (Hg.): *Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen*, Weinheim: Beltz Juventa, S. 253–273.
- Hines, Sally/Santos, Ana Cristina (2018): »Trans* policy, politics and research: The UK and Portugal«, in: *Critical Social Policy* 38, S. 35–56. <https://doi.org/10.1177/0261018317732880>
- Jackson Levin, Nina/Kattari, Shanna K./Piellusch, Emily K./Watson, Erica (2020): »We Just Take Care of Each Other«: Navigating »Chosen Family« in the Context of Health, Illness, and the Mutual Provision of Care amongst Queer and Transgender Young Adults«, in: *International Journal of Environmental Research and Public Health* 17, S. 7346. <https://doi.org/10.3390/ijerph17197346>
- Jagose, Annamarie (2021): *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin: Querverlag.
- Laufenberg, Mike (2012): »Communities of Care. Queere Politiken der Reproduktion«, in: *LuXemburg Gesellschaftsanalyse und linke Praxis* 4, S. 96–101.
- Laufenberg, Mike (2014): *Sexualität und Biomacht. Vom Sicherheitsdispositiv zur Politik der Sorge*, Bielefeld: transcript.
- Laufenberg, Mike/Schultz, Susanne (2021): »The Pandemic State of Care: Care Familialism and Care Nationalism in the COVID-19-Crisis. The Case of Germany«, in: *Historical Social Research* 46, S. 72–99.
- Mergel, Thomas (2012): »Einleitung: Krisen als Wahrnehmungsfänomene«, in: Thomas Mergel (Hg.): *Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, Frankfurt am Main: Campus, S. 9–24.
- Moreira, Luciana (2016): »Queering Spanish Families: Friendship as a Transgressive Network among Lesbians«, in: Mirjana Stošić/Stanimir Panayotov (Hg.): *Proceedings from the Summer School for Sexualities, Cultures and Politics 2015*, Belgrade: IPAK.Center, S. 65–73.
- Moreira, Luciana (2018): »Queer Motherhood: Challenging Heteronormative Rules beyond the Assimilationist/Radical Binary«, in: *Journal of International Women's Studies* 19, S. 14–28.

- Muñoz, José Esteban (2009): *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity*, New York: New York University Press.
- Nay, Yv E. (2019): »Die heterosexuelle Familie als Norm. Das heteronormative Regime der rechtlichen Regulierung gleichgeschlechtlicher Elternschaft«, in: *Sozial Extra* 43, S. 372–375. <https://doi.org/10.1007/s12054-019-00224-y>
- Newerla, Andrea (2022): »Intime Beziehungen und physische Nähe im Covid-19 Krisenkontext: Über Coronogamie, Dating und pragmatische Lösungen«, in: Kornelia Hahn/Andreas Langenohl (Hg.): »Öffentliches Leben«. Gesellschaftsdiagnose Covid-19, Wiesbaden: Springer VS, S. 99–130. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37440-2_5
- Olson, Greta/Schillings, Sonja (2017): »On Un-Doing Law«, in: *On_Culture. The Open Journal for the Study of Culture* 3, S. 1–11.
- Paul, Barbara/Tietz, Lüder (2016): »Queer as ...: Verhandlungen von Praxen, Wissen und Politiken«, in: Barbara Paul/Lüder Tietz (Hg.): *Queer as ... – Kritische Heteronormativitätsforschung aus interdisziplinärer Perspektive*. Unter Mitarbeit von Caroline Schubarth, Bielefeld: transcript, S. 7–24. <https://doi.org/10.14361/9783839432495-002>
- Puig de la Bellacasa, María (2017): *Matters of Care. Speculative Ethics in More Than Human Worlds*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Roseneil, Sasha (2004): »Why we should Care about Friends: An Argument for Queering the Care Imaginary in Social Policy«, in: *Social Policy & Society* 3, S. 409–419. <https://doi.org/10.1017/S1474746404002039>
- Roseneil, Sasha/Budgeon, Shelley (2004): »Cultures of Intimacy and Care beyond ›the Family‹: Personal Life and Social Change in the Early 21st Century«, in: *Current Sociology* 52, S. 135–159. <https://doi.org/10.1177/0011392104041798>
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007): Das qualitative Interview oder. Die Kunst des Reden-Lassens, in: Silke Götsch und Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, Berlin: Reimer, S. 169–188.
- Schnepf, Max/Probst, Ursula (2020): »Thinking Sex in Times of Corona: A Conversation«, in: *Somatosphere* vom 06.07.2020. <https://somatosphere.com/2020/thinking-sex-in-times-of-corona-a-conversation.html/> [Zugriff: 12.12.2025].
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2013): »Queer and Now«, in: Donald Hall/Annamarie Jagose (Hg.): *The Routledge Queer Studies Reader*, Oxon, Abingdon/New York: Routledge, S. 3–17.

- Sistenich, Sascha (2022): »Geschlechtliche Vielfalt und Nichtbinarität in wissenschaftlichen Texten«, in: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 15, S. 73–86.
- Tagesspiegel (2020): Kontaktsperre wegen Coronavirus. Das ist nun verboten, das ist noch erlaubt, in: *Tagesspiegel* vom 24.03.2020. <https://www.tagesspiegel.de/politik/kontaktsperre-wegen-coronavirus-das-ist-nun-verbote-n-das-ist-noch-erlaubt/25670712.html> [Zugriff: 12.12.2025].
- Teschlade, Julia/Motakef, Mona/Wimbauer, Christine/Mobers, Lena (2023): »Rechtlicher Wandel im Schnecken tempo: LGBTQ*-Familien zwischen Gleichstellung und Heteronormativität«, in: *Leviathan* 51, S. 85–113. <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2023-1-85>
- The Combahee River Collective (1997): *A Black Feminist Statement*, in: Linda Nicholson (Hg.): *The Second Wave. A Reader in Feminist Theory*, Abingdon/New York: Routledge, S. 63–70.
- Tronto, Joan C. (2013): *Caring Democracy. Markets, Equality, and Justice*, New York: New York University Press.
- Trott, Ben (2020): »Queer Berlin and the Covid-19 Crisis: A Politics of Contact and Ethics of Care«, in: *Interface: A Journal for and About Social Movements*. <https://www.interfacejournal.net/wp-content/uploads/2020/07/Interface-12-1-Trott.pdf> [Zugriff: 12.12.2025].
- Vigh, Henrik (2007): *Navigating Terrains of War. Youth and Soldiering in Guinea Bissau*, New York: Berghahn.
- Weston, Kath (1991): *Families we choose. Lesbians, gays, kinship*, New York: Columbia University Press.
- Zängl, Peter (2023): »Was ist eine Caring Community?«, in: Robert Sempach, Christoph Steinebach und Peter Zängl (Hg.), *Care schafft Community – Community braucht Care*, Wiesbaden: Springer VS, S. 3–24. https://doi.org/10.1007/978-3-658-32554-1_1
- Zeit Online (2020): Ausgangsbeschränkungen. Können wir zu Ostern einen Ausflug machen?, in: *Zeit Online* vom 01.04.2020. <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2020-03/ausgangssperren-coronavirus-deutschland-social-distancing-quarantaene-ansteckung-faq> [Zugriff: 12.12.2025].